Wandel des Missionsbegriffs : Bekehrungsanspruch oder Gesprächsbereitschaft?

Objekttyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich**

Band (Jahr): **78 (2011)**

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

10. Wandel des Missionsbegriffs

Bekehrungsanspruch oder Gesprächsbereitschaft?

Der Arzt der «Herberge zur Heimat», Andreas Roose, Mitglied des Stiftungsrats der Evangelischen Gesellschaft von 2006 bis 2010, thematisiert das Selbstverständnis der Evangelischen Gesellschaft im Spannungsfeld von Diakonie und Mission:[1] «Verpflichten uns die Statuten zur Mission im traditionellen Sinn oder englisch mission beziehungsweise city mission, also Auftrag?» Die Arbeit der Stadtmission weist, wie die Arbeit in der «Herberge zur Heimat», in die zweite Richtung: Mission wird als Auftrag, sich im Sinn des Evangeliums zu verhalten, verstanden, auch Andersgläubigen gegenüber.

Den Begriff «Mission» hat Hans-Rudolf Rüfenacht[2] «immer aufgefasst im Sinn, einen Auftrag zu haben, nicht im Sinn von Vereinnahmen oder Evangelisieren, sondern im Sinn von Gesprächsbereitschaft zeigen. Ein Motto von mir war immer, ‹seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt›.[3] Das habe ich auch immer meinen Mitarbeitern gesagt: Wir wollen die Leute nicht vereinnahmen, aber Antworten geben, wenn uns die Leute nach unserer Motivation fragen. So haben wir auch das Café Yucca gegründet als Ort für Gespräche. Wer wollte, konnte an den Andachten in der Kapelle teilnehmen, eine Möglichkeit, die letztlich nur wenige genutzt haben, es war und ist keine Verpflichtung. In den 1960er-Jahren habe ich bei christlichen Organisationen das Gegenteil davon erlebt: ‹Wenn du jetzt niederkniest und betest, dein Leben Jesus übergibst, dann bekommst du einen Teller Suppe – sonst darfst du getrost hungern.› Ich hätte mich nie an einem solchen Missbrauch von Jesus beteiligt.»

Die theologische Ausrichtung des in einem pietistischen Umfeld aufgewachsenen Hans-Rudolf Rüfenacht hat sich im Lauf der Zeit stark gewandelt: «Dieser Wandel hat bereits im Lauf der theologischen Ausbildung in Deutschland begonnen, wo ich mich intensiv mit historisch-kritischer Theologie auseinandergesetzt habe. Diakonie wurde für mich als Teil des Evangeliums immer wichtiger: Man kann nicht nur predigen, der Glaube äussert sich im Handeln. Aus dem Handeln heraus gelangen die Menschen zum Fragen. Nach meiner Auffassung äussert sich Gott im Handeln, das mich zu Menschen bringt. Jesus hat mir in der Bergpredigt unzählige Anregungen gegeben, die für mich sehr wichtig sind. Entsprechend betrachte ich die Bibel nicht als unfehlbares Buch, sondern als eine Sammlung vielfältiger Quellen.»

Irene Gysel,[4] Präsidentin der Evangelischen Gesellschaft seit 2006, sieht ihre Aufgabe nicht in der Diakonie allein erschöpft. «Die frohe Botschaft bedingt Wort und Tat», hält sie fest. Sie wuchs in zwei verschiedenen religiösen Welten auf: ihre Mutter gehörte zur Baptistengemeinde, der Vater zur Landeskirche. Die Familie der Mutter lehnte die Landeskirche grundsätzlich ab. Trotzdem begegneten sie einander mit grosser Herzlichkeit und Wärme. Die Leidenschaft, mit der in freikirchlichen Kreisen über Glaubensfragen diskutiert wurde, und die Offenheit und Freiheit, die ihr in der Landeskirche begegneten, haben Irene Gysel geprägt.

Von Kind an habe sie sich mit unterschiedlichen theologischen Grundpositionen auseinandergesetzt und diesbezüglich in einem Spannungsfeld gelebt. Prägend für sie war auch der Religionsunterricht bei Werner Kramer[5] am evangelischen Lehrerseminar Unterstrass: «Er ist ein aufgeklärter Theologe, der historisch-kritisch denkt und mir diesen Ansatz auch vermitteln konnte. Gleichzeitig war die Schule für mich auch deshalb spannend, weil die Seminaristinnen und Seminaristen sehr unterschiedlich glaubten. So war auch eine sehr fromme Bibelgruppe aktiv, die sogar dafür betete, der Direktor, immerhin ein Theologe, möge sich bekehren lassen.»

Nach der Heirat mit Pfarrer Werner Gysel wurde Irene Gysel Pfarrfrau. «Ich war gerne Pfarrfrau. Ein grosser Haushalt und erst recht ein Pfarrhaus ist so etwas wie ein kleines Unternehmen. Bei uns lebten ausser unseren drei Kindern immer auch zwei oder drei Studierende, wir hatten viel Besuch, hin und wieder für längere Zeit Gäste aus dem Ausland. Dazu kamen Aufgaben wie Basare organisieren, Missionsverein, Sonntagsschule, Frauenzmorge und so weiter. Es war immer etwas los.»

Für Irene Gysel gewann die feministische Theologie eine zentrale Bedeutung und sie brachte ihre Position «ziemlich radikal» an der «Disputation 84» der reformierten Landeskirche ein. Diese Erneuerungsbewegung, an welcher sie als Delegierte teilnahm, beurteilt sie im Rückblick als grosse Chance: «Uns Frauen bot sie die einzigartige Möglichkeit zum Aufbruch. Die ökumenische Frauenbewegung hat dort angefangen, wir haben sie gemeinsam aufgebaut, wir haben Gottesdienste gefeiert und Frauenkirchentage gestaltet. Das alles führte auch zu fruchtbaren Diskussionen mit meinem Mann, der eine sehr offene Theologie vertritt. Von ihm hatte ich schon als Sonntagschulhelferin im Bereich der Textanalyse viel gelernt: Wie, wann und unter welchen Umständen ist ein Text entstanden? Als ich dann aber mit der Frage kam, wie eine Geschichte wohl aufgeschrieben worden wäre, wenn eine Frau sie wiedergegeben hätte, gerieten wir in grundlegende Diskussionen.»

Unter Mission versteht Irene Gysel, «die Hauptbotschaft Jesu vom Reich Gottes weiterzugeben. Dies in Wort und Tat.» Die Botschaft, die Jesus nicht nur verbal, sondern vor allem mit seinem Handeln vermittelt habe, sei für sie zentral. Für sie sei es nicht wesentlich, wer Jesus gewesen sei, sondern was er gesagt und getan habe, was er zeigen und weitergeben wollte und wofür er letztlich gestorben sei. «Die Evangelische Gesellschaft versucht, mit ihren Werken diese Botschaft in die Tat umzusetzen. Was gibt es Religiöseres?»

Der frühere Präsident der Evangelischen Gesellschaft, Harry Bertschinger, verstand sein Amt als Spitalpfarrer nicht als Missionsauftrag:[6] «Ein freikirchlicher Pfarrer will Jesus zu den Menschen bringen. Ich ging hingegen davon aus, dass Jesus bereits bei den Menschen ist, auch wenn das nicht jeder so sieht. Wenn mir die Leute sagten, dass sie nichts von Religion hören möchten, habe ich das akzeptiert und mit ihnen über diejenigen Themen gesprochen, über die sie sich unterhalten wollten.» Entsprechend sprach er beispielsweise einmal bei den Eltern einer Konfirmandin vor, weil sie sich nicht konfirmieren lassen wollte: «Ich fand es toll von der jungen Frau, dass sie den Mut hatte, zu ihrer Überzeugung zu stehen, auf Geschenke zu verzichten. Darum habe ich sie unterstützt.» Die diakonischen Aufgaben motivierten Harry Bertschinger zu seinem Engagement: «Ich habe immer auch die Nähe zu Randständigen gesucht. Die Arbeit in der Spitalseelsorge hat dieses Anliegen weiter vertieft. Ich erinnere mich an einen

Mann, der erstmals anlässlich eines Volksmarsches in meinem Pfarrhaus in Melchnau aufgetaucht ist, um zu übernachten. Er ist mir sein Leben lang treu geblieben, ist immer auch wieder in Zürich aufgetaucht und hat mich um eine Unterstützung gebeten. Solche Typen haben mich immer interessiert. Deshalb hat es mich auch fasziniert, mit welch gutem Gespür die Evangelische Gesellschaft mit diakonischen Situationen umgeht, nicht nur im Umgang mit randständigen Menschen. Sie erkannte auch die Wichtigkeit der Bildung, indem sie Lesestuben im Zürcher Industriequartier eröffnete, später auch Evangelische Schulen sowie das Freie Gymnasium gründete.»

Der Heimarzt der «Herberge zur Heimat», Andreas Roose, trat 1985 aus der katholischen Kirche aus und wurde 2006 als Präsident der Heimkommission der «Herberge zur Heimat» in den Stiftungsrat der Evangelischen Gesellschaft gewählt. Er hält fest: «Ich habe kein religiöses Verhältnis zum Leben.» Sein Engagement in der Herberge hat ihn zur Arbeit im Stiftungsrat motiviert: «Ich vertrete dort die Interessen der Herberge zur Heimat, die mir sehr am Herzen liegt. Ich bin kein bequemes Mitglied des Gremiums, aber ich unterstütze die Präsidentin, Irene Gysel, die mir imponiert mit ihrer Art, wie sie die Sanierung der Liegenschaften und damit der Finanzen der Stiftung angeht und gleichzeitig auch Fragen des Stiftungszwecks thematisiert.» Lange Zeit seien die Finanzen und Liegenschaften nämlich zu sehr vernachlässigt worden. Die Umwandlung der Gesellschaft in eine Stiftung zur Abwehr einer Übernahme durch evangelikale Kreise habe die Organisation ihrer Basis beraubt: «Vielleicht schafft es Irene Gysel, aus diesem kleinen Stiftungsrat wieder eine Organisation mit einer Basis zu schaffen.»

Andreas Roose kritisiert, dass sich der Stiftungsrat in letzter Zeit zu wenig Zeit für die missionarischen Tätigkeiten genommen habe: «Die Gesellschaft kommt dem Stiftungszweck der Verkündigung zu wenig nach. Obwohl ich kein gläubiger Mensch bin, befürworte ich die missionarische Tätigkeit gläubiger Menschen, die öffentlich verkündigen, dass sie an den Herrgott glauben.» Auch wenn er keiner Kirche mehr angehört, räumt er der christlichen Ethik einen hohen Stellenwert ein: «Sie prägt uns unglaublich stark, aber mit Ethik allein bringen sie die Kirchen nicht voll.» Er begrüsst, dass Mitglieder des Pfarramts Grossmünster regelmässig die «Herberge zur Heimat» besuchen – früher habe die Stadtmission teilweise Pfarrer gehabt, die sich dafür nicht interessiert hätten.

Irene Gysel, Präsidentin der Evangelischen Gesellschaft seit 2006, am 13. April 2010 vor dem Zürcher Rathaus. (Foto: Bernhard Schneider)